

# These: Wandel muss Gezeichnet werden.

Heute erkläre ich, wie man auf der ganzen Welt den Architekten beibringen kann, dass sich – ganz banal gesagt – die Zeiten geändert haben.

Die Idee dazu kam mir am Ende der letzten Woche als mir jemand erzählt hat dass er im ganzen Studium nur ein einziges Buch gelesen habe.

„Aha?“, hab ich darauf gesagt und vielleicht etwas zu kritisch geschaut denn mein Gesprächspartner beeilt sich daraufhin zu erläutern warum das denn so gekommen war.

„Ich bin einfach nicht mit den vielen Wörtern klargekommen“, sagt er. Wie eine Fremdsprache sei es gewesen. Er hätte den Text einmal gelesen. Dann noch mal, nur dass er beim zweiten Mal alle Wörter, die er beim ersten mal nicht verstanden hatte, unterstrichen habe. Dann hat er all die unterstrichenen Wörter im Wörterbuch nachgeschaut und den Text ein drittes Mal gelesen. Viele der Wörter hätte er trotzdem immer noch nicht verstanden. Das habe ihn so entmutigt dass er danach nur noch Artikel gelesen habe. Dann hat er gelacht und gesagt, dass das nicht ganz richtig sei. Nicht die Artikel, sondern eher nur die Bildunterschriften habe er gelesen. Aber jetzt, wo er nicht mehr studiere, lese er mehr.

„Aha!“, sag ich da wieder, und „Das ist aber gut!“ – worauf er mir sein Telefon unter die Nase hält und mir seine Facebook Seite zeigt auf der er mit seinen Freunden (auch alles ehemalige Architekturstudenten) Bilder von schicken Zeichnungen und Häusern austauscht.

Natürlich könnte ich die Begegnung einfach Begegnung sein lassen und mich weiter mit dem beschäftigen was natürlich auch existiert – wie auch immer man das nennen mag: Rand, Grenze. So oder so ähnlich. Ich denke aber immer mehr dass ich das vermeintlich ‚andere‘ – Zentrum, Mitte, das Normative, die traditionellen Ausbildungsgänge – nicht mehr so einfach davonkommen lassen mag. Um Weitblicke, Ausblicke und andere – solidarische - Visionen der Raumbildung schaffen muss man auch das angehen, was weithin als Zentrum angesehen wird.

Zurück zu meiner flüchtigen Bekanntschaft – nennen wir ihn ‚A‘.

Ich mag hier im folgenden hoffnungslos verallgemeinern aber für mich ist meine Erfahrung mit ‚A‘ vollkommen repräsentativ. Auch viele meiner Kollegen die Entwurf unterrichten sind genauso wie ‚A‘. Dass ich lese und schreibe und mich trotzdem als Architekt bezeichne wird immer mit Argwohn betrachtet. Nicht dass wir übermäßig emotionale oder feindliche Diskussionen hätten, meine Kollegen und ich. Man sitzt zusammen und es wird ganz wohlwollend über meine reflektierende Architekturpraxis geredet, die ich in meiner Kapazität als Unterrichtende in den Architectural Humanities auch den Studierenden zu vermitteln versuche. Dann aber kommt schnell immer wieder der gleiche Satz.

„Ja aber in der Praxis ist das Reflektieren ein Luxus den man sich da wirklich nicht leisten kann!“ Das könne ja niemand bezahlen. Wenn man dann versucht einzuwenden dass es doch aber wichtig sei dass die Studentinnen verstehen in welchem Kontext oder für wen sie arbeiten, dass sie auch was über ökonomische Zusammenhänge verstehen sollten oder über soziologische wird ganz schnell darauf verwiesen dass Architektur doch schon interdisziplinär genug sei. Man arbeite doch schon mit Ingenieuren und anderen Technikern zusammen – wozu dann noch all das andere Wissen?

So oder so ähnlich wird immer schnell klargemacht, dass Wörter nicht wirklich dazugehören zum Berufsbild. Die Architektur definiert sich hartnäckig über den Entwurf der Schattenfuge und des Beton- oder Holzdetails. Klar gibt’s Versuche dem entgegenzusteuern – hat es ja immer gegeben. Viel genützt hat es aber nicht.

Ich mag ja wirklich nicht behaupten, dass man mit Texten und Büchern die Welt retten kann. Aber Wörter beschreiben dann doch häufig ganz interessante Sachen. Ich versuch es ja auch immer wieder durch meine eigene Denk- und Schreibearbeit. Meine flüchtige Bekanntschaft mit ‚A‘ hat mir allerdings mit Vehemenz klargemacht, dass Architekten tatsächlich nicht lesen. Es dringt nicht zu ihnen vor.

Das hat mich auf folgende Idee gebracht hat.

Man darf das was einen stört nicht in Wörter packen. Die liest dann nämlich keiner oder eben nur die, die genauso wie ich auch gerne lesen – und das ist einfach eine begrenzte und auch vielleicht falsche Zuhörerschaft. Nein.

Man muss das was man ändern will zeichnen. Details, glaube ich, braucht man. Technischer Natur wahrscheinlich am Besten. Nicht zu komplex. Denn man will ja nicht gleich den Fehler in die andere Richtung machen.

Ich rede nicht von ‚Mapping‘ oder anderen Formen der diagrammatischen Darstellung. Nein, ich meine das gute alte Detail. Klar muss es sein. Keine doppelte Deutung zulassen dürfen. Direkt anwendbar, endlos kopierbar und gleichzeitig kompromisslos. Es müssen Details sein, die der Solidarität verschrieben. Es müssen Details gezeichnet werden, aus denen man Räume machen kann, die ethischen Prinzipien folgen und gleichzeitig nicht-kooptierbar sind.

Ist das naiv? Vielleicht.

Ist dieser Gedanke insular? Vielleicht auch.

Einen Versuch wäre es allerdings wert.

Ich kann das allerdings nicht alleine, denn ich hab zu viel geschrieben in den letzten Jahren. Aber wenn heute hier jemand ist der das machen kann soll man mir doch bitte bescheid geben!

*Geschrieben für und präsentiert bei dem Symposium: Disziplinäre Grenzgänge. Neue Arbeitsfelder in Stadtgestaltung und Stadtforschung – Ein Perspektivenwechsel. Hamburg, 21.-23. Juli 2016  
Tatjana Schneider: tat\_schneider@icloud.com*